



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland

Lachner, Karl

Leipzig, 1887

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94714](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94714)

Einleitung.

Waren im nordwestlichen Deutschland alle Vorbedingungen zu einem gesunden Aufblühen des Ständerbaues gegeben, so konnte sich der Süden nicht des gleichen Vorzugs rühmen. Hier kamen schon in vorchristlicher Zeit Einflüsse zur Geltung, welche einer gedeihlichen Entwicklung der Holzarchitektur hemmend in den Weg traten. Vor allem war das Vordringen der römischen Weltherrschaft bis über die Donau hinaus ein ausschlaggebendes Moment für die Entwicklung der Baukunst. Die befestigten Plätze der Römer, ihre Wohnhausanlagen, die von ihnen errichteten Prachtbauten, von denen Trier heute noch zu reden weiss, mussten dauernden Einfluss auf die süddeutsche Bauweise gewinnen. Auch im Mittelalter blieben die Beziehungen der Franken und Schwaben zum romanischen Süden erhalten, und wenn auch Italien zur Zeit der Gotik Lehre und Beispiel von den deutschen Baumeistern annahm, so wirkte es mit dem Aufkommen der Renaissance um so kräftiger auf jene zurück. Es darf uns daher auch nicht befremden, jenseits des Mains vorzugsweise die Steinarchitektur gepflegt und die überwiegend große Mehrzahl der hervorragenden Bauanlagen massiv aufgeführt zu sehen.

Wenn indes die Anführung dieser Thatsache das Wertverhältnis der süddeutschen Holzarchitektur zur norddeutschen herabdrückt, so soll damit doch nicht gesagt sein, dass die erstere keine beachtenswerten Früchte gezeitigt hätte. Freilich treten diese Früchte nicht so dicht gedrängt auf, wie zwischen Elbe und Weser, aber den Einzelercheinungen fehlt es nicht an originellem Reiz im Gesamtaufbau wie im geschnitzten Zierwerk.

Im allgemeinen kann die Sprachgrenze der nieder- und oberdeutschen Mundart auch als Grenze der norddeutschen und süddeutschen Ständerbauweise gelten. Wie dort kann man auch hier einzelne in ihrem konstruktiven Aufbau und in ihrer Dekorationsweise abweichende Baugruppen unterscheiden. Indes sind diese Abweichungen doch nicht so einschneidender Natur, als dass es erforderlich wäre, eine Trennung des Stoffes nach Provinzen oder Gauen vorzunehmen.

Von einigen Grenzgebieten abgesehen, wie vorzugsweise Hessen, wo norddeutsche Einflüsse nachweisbar sind, weicht das Aufbauschema des süddeutschen Ständerhauses, welches wir in Fig. 1 zur Anschauung bringen, wesentlich von jenem des norddeutschen ab. Wenn wir an letzterem als bemerkenswerte Eigentümlichkeit die starke Vorkragung der einzelnen Geschosse über einander hervorhoben, so finden wir zwar schärfer hervortretende Vorkragungen auch im Süden, allein sie sind hier keineswegs bedingt durch das konstruktive Gerüst, sondern sie haben entweder den Zweck Raum zu gewinnen, oder — was häufiger der Fall — sie dienen dazu, das dekorative Bedürfnis zu befriedigen. Gelang es uns für den norddeutschen Ständerbau die Entwicklungsgeschichte seines Vorkragungsprinzips festzustellen, so fehlen uns ähnliche Belege für die süddeutsche Bauweise; für sie wissen wir nur die eine Erklärung: man kannte die

prächtige Wirkung vorkragender Geschosse vom Norden her und suchte sie unabhängig von ihrer konstruktiven Bedeutung auf die eigenen Bauten zu übertragen.

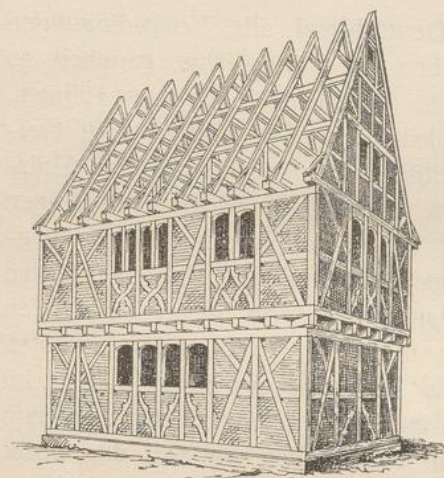


Fig. 1.

Dem starren norddeutschen Schema gegenüber bestehen die Merkmale und Vorzüge des süddeutschen Ständerhauses in einer gänzlichen Unabhängigkeit der Ständer von der vorspringenden Balkenanlage, in einer freieren Bewegung der einzelnen Konstruktionsteile und in einer dekorativen Ausbildung der Fensterumrahmungen, indem man letztere durch Vorschiebung aus der Wandfläche gleichsam vorkragt, ohne jedoch auch hier ein bestimmtes Einteilungsgesetz zu beobachten; kurz der Aufbau des süddeutschen Ständerhauses bewegt sich nicht in einem streng vorgeschriebenen Schema. Ziehen wir ferner noch die verschiedensterlei Anbauten mit in den Vergleich, so ergibt sich als weitere Eigentümlichkeit, dass den rechteckigen Ausluchten des Nordens im Süden willkürlich angelegte Chörlein und vieleckige Erker gegenüber-treten; legte man dort großes Gewicht auf die bildnerische Ausschmückung der Einzelformen, so wandte sich hier das Interesse mehr der malerischen durch Gruppierung einzelner Bauteile erzielten Gesamtwirkung zu.

Die freiere Behandlung der Konstruktion, welche auch in längeren Zeiträumen keine erhebliche Umbildungen erfahren hat, veranlasst uns, von einer zeitlichen Einteilung abzusehen; dafür werden wir aber, wo es Not thut, periodisch auftretende Konstruktionsarten der allgemein gehaltenen Beschreibung des süddeutschen Ständerhauses und seiner Bestandteile einreihen.

Die Geschichte des süddeutschen Ständerhauses beginnt streng genommen mit dem Jahre 1320, der Erbauungszeit eines vor mehreren Jahren abgetragenen Wohngebäudes in Marburg, dessen Kenntnis uns teils durch eine Aufnahme des Prof. Schäfer*), teils durch einige im Museum zu Marburg aufbewahrte Fragmente überkommen ist. Da aber diesen Bau ein mehr als 150 Jahre langer Zeitraum von der Reihe der noch vorhandenen Holzhäuser trennt, so steht er mit seinen Eigenartigkeiten, welche sich später nirgends wieder finden, ganz vereinzelt da. Immerhin bietet er Interesse genug, um auf seine Eigentümlichkeiten besonders einzugehen und ihn der allgemeinen Abhandlung des süddeutschen Holzbaues voranzustellen.

Auf steinernem Sockel erheben sich, oben durch einen Rahmbalken mit einander verbunden, mächtige Ständer; auf dem Rahmbalken ruht des ersten vorspringenden Stockwerks vorkragendes Gebälk, von welchem jeder zweite Balken durch ein Kopfband unterstützt ist. Statt nun, wie es sonst zu geschehen pflegt, die darüber liegende Schwelle in ihrer ganzen Länge sichtbar zu lassen, wird sie von den Ständern des darauf folgenden Stockwerks überplattet, wobei jene außerdem noch über die Endflächen der vorkragenden Geschossbalken hinabreichen, um unten schließlich in frei herabhängende Stiele mit Rosetten zu endigen. Die Schwelle ist ungewöhnlich niedrig und durch keinerlei Ringelbänder mit den Ständern verknüpft; der letzteren Querverband besteht in der Mitte aus einer vorge nagelten kräftigen Fensterbrüstungslatte

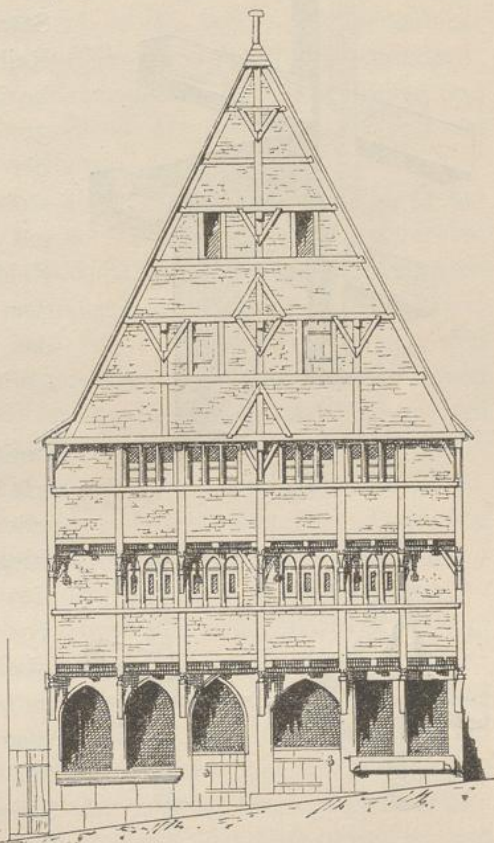


Fig. 2.

und oben in einem Rahmbalken, welchen vier Riegelbänder, zwei in der Mitte und je eins an beiden Enden, noch enger mit einander verbinden; der Rahmbalken dient aber auch gleichzeitig als Lagerholz für das vorkragende Gebälk. An dem zweiten vorgekragten Geschoße wiederholt sich die nämliche Anordnung. Hingegen nimmt die Balkenlage über diesem eine andere Richtung an; lief sie in den unteren Geschossen senkrecht zur Außenseite, so verlangte die Dachkonstruktion hier eine zur

*) S. Die Holzarchitektur Deutschlands von Cuno, Schäfer.

Straßenflucht parallele Lage, und da trotzdem auch an dieser Stelle noch eine Geschossauskragung erfolgt, so treten die zwei obersten Wandrahmenbalken der Längsseiten sowie ein Unterzug in der Mitte aus der unteren Wandfläche hervor, um im Verein mit Kopfbändern der ersten Dachbalkenschwelle, oder — wenn man so will — dem Abschlussbalken des vorgekragten Giebfeldes als Stützen zu dienen.

Wesentlich verschieden von dem Unterbau gestaltete sich die Konstruktion des steil ansteigenden Giebfeldes. Während an ersterem die Entfernungen der Balken und Ständer infolge ihrer teilweisen Unterstützung

durch Kopfbänder annähernd gleiche bleiben, verteilt die Giebelfläche ihre Ständer ohne Rücksicht auf die unteren Reihen, auch unterbleibt jede weitere horizontale Abteilung durch Vorkragungen; rechnen wir das Mauerwerk, die Brüstungsriegel und die Schrägstreben, welche die mittleren Ständer mit der Giebelschwelle und dem ersten Kehlbalcken verbinden, ab, so bleibt an dem Giebeldreieck von Holzwerk nur das getreue Abbild des Dachstuhles übrig.

Die eigentlichen Holzverbindungen besitzen eine überraschende Ähnlichkeit mit jenen der Braunauer Kirche; hier wie dort treten alle Schrägstreben und Riegelbänder aus den Flächen der durch sie verbundenen Konstruktionsteile hervor und sind mit ihnen sichtbar überplattet und verbolzt (s. Fig. 4). Noch auffallender macht sich aber die Verwandtschaft an der Verbindung der frei herabhängenden Ständer mit den Schwellen bemerkbar; wie jene an der Braunauer Kirche, durchkreuzen auch sie die untere Schwelle; die frei herabhängenden Stiele mit angeschnitzten Rosettenendigungen (s. Fig. 3) bedeuten hierbei weiter nichts als eine dekorative Zuthat. Beachtet man, dass vermöge der Ständerüberplattungen die Verzapfungen fortfielen, also eindringendes Regenwasser sich nirgends in Holzfugen ansammeln konnte, so erscheint die Anordnung frei schwebender Ständerstiele nur als eine wohldurchdachte Konstruktion, welche die alten Zimmermeister anwandten, um ihren Holzverbindungen nicht nur ein haltbares, sondern auch wetterfestes Gefüge zu verleihen. Die oberen Ständerenden schützten die Geschossvorkragungen hinlänglich vor Schlagregen und durften daher ohne

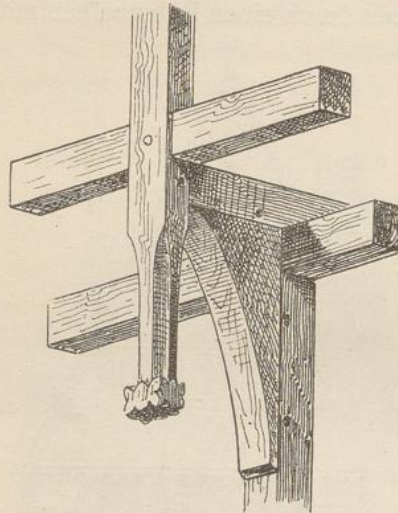


Fig. 3.

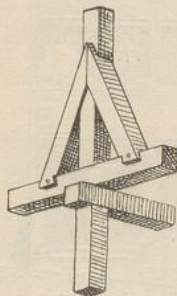


Fig. 4.

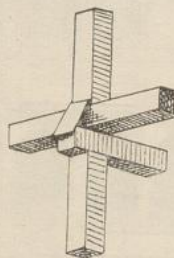


Fig. 5.

hängenden Stiele mit angeschnitzten Rosettenendigungen (s. Fig. 3) bedeuten hierbei weiter nichts als eine dekorative Zuthat. Beachtet man, dass vermöge der Ständerüberplattungen die Verzapfungen fortfielen, also eindringendes Regenwasser sich nirgends in Holzfugen ansammeln konnte, so erscheint die Anordnung frei schwebender Ständerstiele nur als eine wohldurchdachte Konstruktion, welche die alten Zimmermeister anwandten, um ihren Holzverbindungen nicht nur ein haltbares, sondern auch wetterfestes Gefüge zu verleihen. Die oberen Ständerenden schützten die Geschossvorkragungen hinlänglich vor Schlagregen und durften daher ohne

Bedenken dem Rahmholzbalken eingezapft werden; am Giebelfelde hingegen, wo die Ständer sich ebenfalls den Schwellen nur einzapfen, wird ein anderes Schutzmittel, etwa eine Verdachung oder Verschalung (s. Fig. 5) ihre Enden gedeckt haben. Die Kehlbalkenunterzüge, von Ständerpfosten direkt unterstützt, kragen als Stumpfen aus der Mauerfläche hervor und liefern so einen weiteren wertvollen Beleg für unsere im vorigen Bande aufgestellte Entwicklungsgeschichte der Geschossvorkragungen (s. B. I., S. 13).

Die sichtbare und vorgeschobene Überplattung einzelner Konstruktionsteile erscheint am deutschen Ständerbau als die älteste bekannte Holzverbindung und kommt nur noch sehr vereinzelt, wie beispielsweise an einigen Homberger Bauten aus dem 15. Jahrh., vor. Im Riesengebirge erhielt sie sich etwas länger, bis ungefähr Ende des 16. Jahrhunderts; hingegen sind in einer Ebene liegende Kreuzungen von Schrägstreben und Riegelbänder bis heutigen Tages sowohl in der Schweiz, als auch im Süden Deutschlands im Gebrauch verblieben.

Besonderes Interesse beanspruchen die Fenster- oder richtiger Lichtöffnungen. Am unteren Geschosse nehmen sie den vollen Zwischenraum zwischen den Ständern ein, sind teils mit Spitzbögen, teils mit wagerechten Sturzbalken geschlossen. In Form schmaler Spitzbogenarkaden treten sie in dem ersten Hauptgeschosse auf, wo sie, zu je dreien gruppiert, sich den Gefachen einfügen. Laden mit rechteckigen vergitterten Ausschnitten bilden in Ermangelung von Glasscheiben den Verschluss nach außen. An dem zweiten Hauptgeschosse sind die Fenster ebenfalls zu je dreien gekuppelt, schliessen aber rechteckig ab und sind zur Hälfte mit Laden, zur Hälfte mit hölzernem Gitterwerk versehen; an den Dachgeschossen sind die Fensteröffnungen mit vollen Läden abgeschlossen. Die Thüren sind — wie noch heute vielfach auf dem Lande — der Höhe nach in zwei Flügel geteilt, der obere dient während des Tages als Lichtöffnung, der untere bildet die eigentliche Thüre.

Darf nun auch ohne weiteres das oben beschriebene Gebäude als das einzige seiner Art bezeichnet werden, kommt doch unseres Wissens ein zweiter Fall von Ständerüberplattungen mit freischwebenden Endigungen in der gesamten Holzbaukunst nicht wieder vor, so birgt es andererseits doch schon die Keime zu dem späteren süddeutschen Aufbauprinzip, und man würde entschieden fehl gehen, wollte man, weil es uns die letzte und einzige Kunde von dem Holzprofanbau längst entschwundener Jahrhunderte überbringt, in seiner Bauart eine jenerzeit allerwärts verbreitete Zwischen- oder Vorstufe zu dem niedersächsischen Typus vermuten. Vielmehr lehrt der Vergleich mit dem älteren Schema des niedersächsischen Ständerhauses, dass es in seiner Entwicklung jenem um nichts zurücksteht, wohl aber, dass es in mancherlei Hinsicht weit eher als eine jenem vorgeschrittenere Stufe aufgefasst werden muss. Mit ihm hat es die Vorkragung der Balken und Geschosse gemein, auch liegen die Ständer mit dem Hauptbau in vertikalen Ebenen; dagegen unterscheidet es sich von

dem niedersächsischen Schema dadurch, dass zwischen den Ständern und den vorkragenden Balkenköpfen ein Rahmholz lagert. So nebensächlich nun auch das Vorkommen dieses Rahmholzes an dem Marburger Hause erscheinen mag, so wichtig ist es doch für den gesamten süddeutschen Fachwerkbau, als dessen charakteristisches Merkmal wir es später erkennen werden. Mit der Einfügung des Rahmholzbalkens empfing der Ständerbau den Anstoss zu einer neuen Entwicklung; eine gröfsere Ungebundenheit in der Anordnung seiner Balkenlage war ermöglicht und damit das ganze Aufbausystem in andere Bahnen gelenkt. Diese gröfsere Freiheit macht sich bereits an dem Marburger Hause erkennbar, denn wenn schon die hinter den Ständern befindlichen Geschossbalken (s. Fig. 3) der norddeutschen Einteilung entsprechen, so liegen zwischen ihnen auch noch andere Balken, für welche sowohl Ständer wie Kopfbänder fehlen.

Wohl liesse sich hiergegen einwenden, dass der Entwicklungsgang ebenso gut auch in umgekehrter Richtung erfolgen konnte, dass das Rahmholz in Norddeutschland ebenso gut erst später beseitigt als es in Süddeutschland hinzugefügt worden sei; allein die Erfahrung lehrt, dass man leichter aus einem streng gegliederten System in ein freieres übergeht und jenem durch Einfügung neuer Konstruktionsglieder lästige Fesseln abzustreifen vermag, als umgekehrt vorhandene brauchbare Teile zu beseitigen trachtet. Für uns gilt daher die Verwendung des Rahmholzbalkens als ein Beweis, dass die norddeutsche Bauweise ein höheres Alter als das Marburger Haus besitzt.

Fügen wir schliesslich noch hinzu, dass das Marburger Gebäude 1. kein Zwischengeschoss enthält, 2. ungleiche und grofse Ständerentfernungen aufweist, 3. eine ungesetzmäfsige Verteilung der Fenster in den einzelnen Gefachen aufweist und 4. keinen Zusammenhang der Giebelständer mit jenen des Unterbaues erkennen lässt, so haben wir damit seine wichtigsten Eigentümlichkeiten aufgezählt und erkennen in ihnen den gemeinschaftlichen Grundzug aller süddeutschen Fachwerkbauten: »den Mangel an gröfserer Gesetzmäfsigkeit«. —